

Diskussionen den Charakter eines Standardwerks zur deutschen Militärgeschichtsschreibung beanspruchen darf.

Christoph Strupp

Jürgen Osterhammel, *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2001, 384 S.

Allen Globalisierungsimperativen und Austauschprogrammen zum Trotz bewegt sich die Geschichtswissenschaft nach wie vor meist in einem nationalstaatlichen Rahmen. Die Macht der Gewohnheit dürfte dabei ebenso eine Rolle spielen wie Laufbahnerwägungen und fehlende Sprachkenntnisse. Gleichzeitig erschöpfen sich Versuche, das schlechthin „Andere“ auf den Sockel und damit einer eurozentristischen Blickverengung diametral gegenüberzustellen, häufig in einem ermattenden Schlagabtausch abgedroschener Phrasen und inhaltsleerer Theoriebruchstücke. *Jürgen Osterhammel* hat in den letzten Jahren maßgeblich dazu beigetragen, die Kluft zwischen einer methodisch anspruchsvollen, thematisch indes festgefahrenen Nationalgeschichte und den mit dem Ruch des eklektischen Dilettantismus behafteten universalhistorischen Ansätzen innovativ zu überbrücken. In drei Schritten durchmißt er das Feld, auf dem die neue „akademische Wachstumsbranche“ (S. 177) gedeiht. Neben methodisch-typologischen Überlegungen skizziert er die schillernde Vorgeschichte universalhistorischer Debatten, um dann selbst in den Ring zu steigen und Studien globalen Zu-

schnitts zu präsentieren. Mit der überseeischen Expansion Europas begann im 15. Jh. das Zeitalter des Kulturtransfers, dem der bloße Vergleich nicht mehr gerecht wird, da dieser zwangsläufig mit säuberlich herauspräparierten Analyseeinheiten hantiert, die die nunmehr komplexen Mischungsverhältnisse nur unzureichend abbilden. *Osterhammel* plädiert deshalb für eine beziehungsgeschichtliche Abrundung des transkulturellen Vergleichs, der den weitverzweigten Akkulturationsprozessen den ihnen gebührenden Platz einräumt. Im Übrigen ermöglicht ein solchermaßen offener Ansatz jenseits abstrakter Primat, die von der Historischen Sozialwissenschaft verpönte Machtfrage wieder zu stellen und geopolitische Konstellationen vorurteilsfrei zu profilieren.

Daß Ostasiaten erst Mitte des 19. Jh.s „gelb“ (S. 194) wurden, verdeutlicht ein Blick auf den windungsreichen Weg der Universalhistorie. Unterzog Edward Gibbon Orient wie Okzident noch denselben Beurteilungskriterien, so verschob sich ab 1800 die europäische Perspektive dramatisch. Die normativ aufgeladene wissenschaftlich-technologische Überlegenheit der Alten Welt verlieh einer Wahrnehmungsweise Auftrieb, die den Orient zu einem zusehends geschichtslosen Stereotyp degradierte. Während aber Thomas Macaulay oder James Mill beispielsweise den Indern noch die Möglichkeit zum Anschluß an westliche Gepflogenheiten und damit zum Aufstieg ins Konzert der tonangebenden Zivilisationen zubilligten, mutierte dieser benevolente Paternalismus mit kulturalistischer Schlagseite nach 1850 immer mehr zu einem rassistischen Stagnationsverdikt, das jegli-

ches Entwicklungspotential der „Orientalen“ kategorisch verneinte. Um beim britischen Empire zu bleiben: im Gefolge der „Mutiny“ 1857 erfanden die Kolonialherren flugs die Tradition des zeitlosen Indertums, das nun nicht länger einer „mission civilisatrice“ zugänglich sein sollte. Nach der Zivilisationskatastrophe des Ersten Weltkriegs verflüchtigte sich freilich die eurozentrische Selbstgefälligkeit und wich einem angloamerikanischen Modernisierungsmodell, das wieder an die zwischenzeitlich ad acta gelegte Vorstellung von der Universalität westlicher Entwicklungspfade anknüpfte und spätestens mit Beginn der Dekolonisation den Glauben an eine rassistisch gestaffelte Völkerskala dem politischen Narrensaum anheim gab. Nicht von ungefähr nahmen seither universalhistorische Betrachtungen einen merklichen Aufschwung, wobei allerdings Arbeiten, die aus der Mitte der Geschichtswissenschaft stammten, in der Minderzahl blieben. Neben den Exponenten einer philosophisch imprägnierten Historiographie wie Arnold Toynbee dominierten die Protagonisten der Historischen Makrosoziologie (Michael Mann) und des sozialen Evolutionismus (Stephen Sanderson) die einschlägigen Debatten, während „hauptamtliche“ Historiker einen großen Bogen um eine durch das Ende des klassischen Imperialismus ja keineswegs Makulatur gewordene Maßstabsvergrößerung machten.

Osterhammel selbst kann dank souveräner Materialbeherrschung einige konkrete Hinweise darauf geben, wie ein beziehungs geschichtlich angereicherter Zivilisationsvergleich aussehen müßte, um einerseits den Bannstrahl Edward Saids zu unterlaufen und andererseits den schmalen Grat zwischen

exotischem Feuilleton und methodischer Entropie zu meistern. So läßt sich am Beispiel der Intervention, dem imperialistischen Konfliktphänomen par excellence, das Wechselspiel nicht nur zwischen den Eingreifenden und deren Opfern studieren, sondern auch die Gewichtung politischer und sozial-ökonomischer Motive des Aggressors umfassend ausleuchten. Übergeordnete wirtschaftliche Interessen des „Mutterlandes“ können so elegant in Beziehung gesetzt werden zum Vorpreschen des „man on the spot“ und zur Eigenlogik der Kollaboration. (Bezeichnenderweise hat die Holocaustforschung der letzten Jahre gerade auf diesem Weg neue Erklärungskonzepte erkundet.) Daß Weltgeschichte einer „kosmopolitischen Aufmerksamkeitsstruktur“ (S. 343) bedarf und dabei auch die eine oder andere methodische Klippe forsch umschiffen werden muß, zeigt *Osterhammel* anhand des welthistorischen Skandalons der Sklaverei. Der blutige Dreieckshandel zwischen den Kontinenten lenkt nämlich den Blick auf die vielfältigen Zusammenhänge eigentlich exakt lokalisierbarer Ereignisse. Der moralische Furor empörter Quäker im Verein mit der ebenso falschen wie folgenschweren ökonomischen Lehrmeinung von der mangelnden Rentabilität der Sklaverei verschafften dem Abolitionismus eine Schwungkraft, der innerhalb vergleichsweise kurzer Zeit eine erst um 1830 in voller Blüte stehende Idee zum Opfer fiel. Daß der amerikanische Bürgerkrieg somit zu einem „verkappeten Weltbürgerkrieg“ (S. 359) um die normativen Grundlagen des Westens avancierte, andererseits aber derselbe Westen fortan auch unter dem Panier der Sklavenbefreiung imperial zu intervenieren vermochte, wirft ein

grelles Schlaglicht auf das weite Geflecht weltgeschichtlicher Kontextverschränkungen.

Osterhammels stilistisch ausgefeilten Beiträge bestechen durch ihre scharf gefaßte Begrifflichkeit und die Tiefe der methodisch-theoretischen Reflexion. Mit ihrer Hilfe zirkelt er ein Terrain ab, auf dem man sich nicht unbedingt auf das herkömmliche historiographische Rüstzeug verlassen kann. Die Bereitschaft, sich die umfangreiche Literatur zu den verschiedensten Kulturkreisen anzueignen, und der Mut, bei diachronen Längsschnitten über so manchen detailverliebten Schatten zu springen, gehören demnach zu den unabdingbaren Voraussetzungen einer Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats.

Gerhard Altmann

Stefan Gandler, Peripherer Marxismus. Kritische Theorie in Mexiko, Argumentverlag, Hamburg/Berlin 1999, 459 S.

Der Verfasser dieser Frankfurter Dissertation hält Mexiko-Stadt für einen der interessantesten Orte undogmatischen linken Denkens im 20. Jh., vor allem weil es durch die Stabilität, die die Partei der permanenten Revolution sicherte, vielen Emigranten, die ein Exil etwa in der Sowjetunion für sich ausschlossen, ermöglichte, ihre theoretische Arbeit an einem zugleich peripheren und (schon durch seine Größe, aber auch durch seine intensiven Beziehungen zu „westlichen“ Zentren des sozialkritischen Denkens in Frankreich und in den USA) zentralen Ort des modernen Weltsystems fortzusetzen. Gandler legt eine intellektuelle Doppelbiographie Adolfo Sánchez-

Vásquez' und Bolívar Echeverría vor, deren Innovativität er gegen einen selbstgefälligen Eurozentrismus in die hiesige Debatte einzuführen beabsichtigt, und dies in einer durchaus subversiven Strategie: „Sollte es tatsächlich gelingen, den Eurozentrismus in der linken Theoriebildung aufzuheben, würde dies eine zumindest jahrzehntelange Krise für die hiesigen kritischen Geister bedeuten“ (S. 17). Damit diese „Hoffnungen“ aufgehen, bedürfte es allerdings eines entsprechenden Krisenbewußtseins. Ob die behauptete provinzielle Borniertheit tatsächlich deutschlandweit herrscht oder nur den unmittelbaren Erfahrungshorizont des Autors dominiert, mag hier dahin gestellt bleiben, denn auch Gandler versucht sich nicht an einer genaueren Plausibilisierung der gewählten Negativfolie, sondern begnügt sich damit, sie zur Legitimierung seines eigenen Vorhabens aufzuspannen.

Im ersten Teil werden die äußeren Lebensläufe der beiden Intellektuellen rekonstruiert. Man wird allerdings zögern dürfen, sie angesichts ihrer Schicksale, die sich mit herausragenden Ereignissen der Auseinandersetzung des 20. Jh.s auf verschiedenen Kontinenten verknüpfen, umstandslos mexikanische Intellektuelle zu nennen. In den folgenden Teilen stellt der Verfasser die Schwerpunkte der theoretischen Entwicklung der beiden Sozialphilosophen vor und beurteilt sie vor dem Hintergrund der Ablösung von einer „dogmatischen Linken“. Vásquez (Jahrgang 1915), dessen in Lateinamerika einflußreiches Hauptwerk „Filosofía de la praxis“ Parallelen zu Georg Lukacs' „Geschichte und Klassenbewußtsein“ aufweist, aber unabhängig von diesem entstand, ordnet Gandler einer Strömung dem Marxismus zu, die